

**Zeitschrift:** Das Schweizerische Rote Kreuz  
**Herausgeber:** Schweizerisches Rotes Kreuz  
**Band:** 83 (1974)  
**Heft:** 1

**Artikel:** Probleme im heissen Sand  
**Autor:** Wepf, Reinhold  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-974689>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 02.02.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Probleme im heissen Sand

Reinhold Wepf

*Mit freundlicher Erlaubnis des Autors drucken wir nachstehend einige Seiten aus seinem neuen Buch «Das Abenteuer Helfen» ab, das im Verlag Benteli, Bern, erschien. Es handelt von seinen Erlebnissen als Arzt und Delegierter des Roten Kreuzes in der Zeitspanne von 1942 bis 1971. Unter anderem leitete Dr. Wepf die schweizerische chirurgische Equipe im Feldspital des IKRK während des Krieges in Yemen 1964/65. Unser Text gibt eine Episode aus dieser Zeit wieder.*

Es wäre unrichtig, zu glauben, dass man in dieser herrlichen, freien Natur, wo einem weder das Gedränge der Leute, noch die Forderungen der Zivilisation die Kehle einschnüren, einfach glücklich sein müsste. Probleme gibt es auch in der Einsamkeit und überall dort, wo sich Menschen begegnen. Die innere Unstimmigkeit des einzelnen projiziert sich nach aussen, verdichtet sich zu Konflikten im eigenen Denken, Fühlen und Handeln sowie gegenüber andern Menschen und Dingen. Die kleinsten Ursachen können dann unerwartete Wirkungen zeigen. Das Zerreißen eines Empfehlungsschreibens durch einen Wachsoldaten, der die saudische Patientin nicht ins Spital lassen wollte, kann die Machtdemonstration von zwölf grimmigen Kriegerern unter adliger Führung heraufbeschwören. Und ebenso lässt sich der Sturm im Wasserglas durch Offenherzigkeit und befreiendes Lachen wieder besänftigen.

Meinen klärenden Brief an Prinz Mohammed al Hussein, den Commander in Chief East, wie er sich nennt, beantwortete er mit dem Wunsch, mich bald in seinem Hauptquartier begrüßen zu dürfen.

Also machten Abu Taleb und ich uns am Nachmittag auf, das östliche Heerlager der Malaki – so heissen die königstreuen Yemeniten – im Südosten von Uqd anzurollen. Nach elf Uhr mittags gab es ja keine ägyptische Fliegertätigkeit mehr, da offenbar die sich bildenden böigen Aufwinde gefürchtet wurden. Eine Berg-und-Tal-Fahrt durch ein Dünenparadies, dann lange Strecken über steinigen Grund und durch felsige Engpässe führten nach zwei Stunden unvermittelt vor einen Schlagbaum. Ein Soldat stand daneben, das Gewehr schussbereit unter dem Arm und den Patronengurt schräg über die Schulter gezogen. Als zweite Waffe und zugleich Sinnbild der Männlichkeit und Wehrhaftigkeit trug er die Dschambija, den gebogenen Dolch in der grünen, abgekröpften Scheide. Er ist vorn auf den Bauch gegürtet, griffbereit für den Stoss von oben in die Schlagader oder ins Herz. Schwarzer

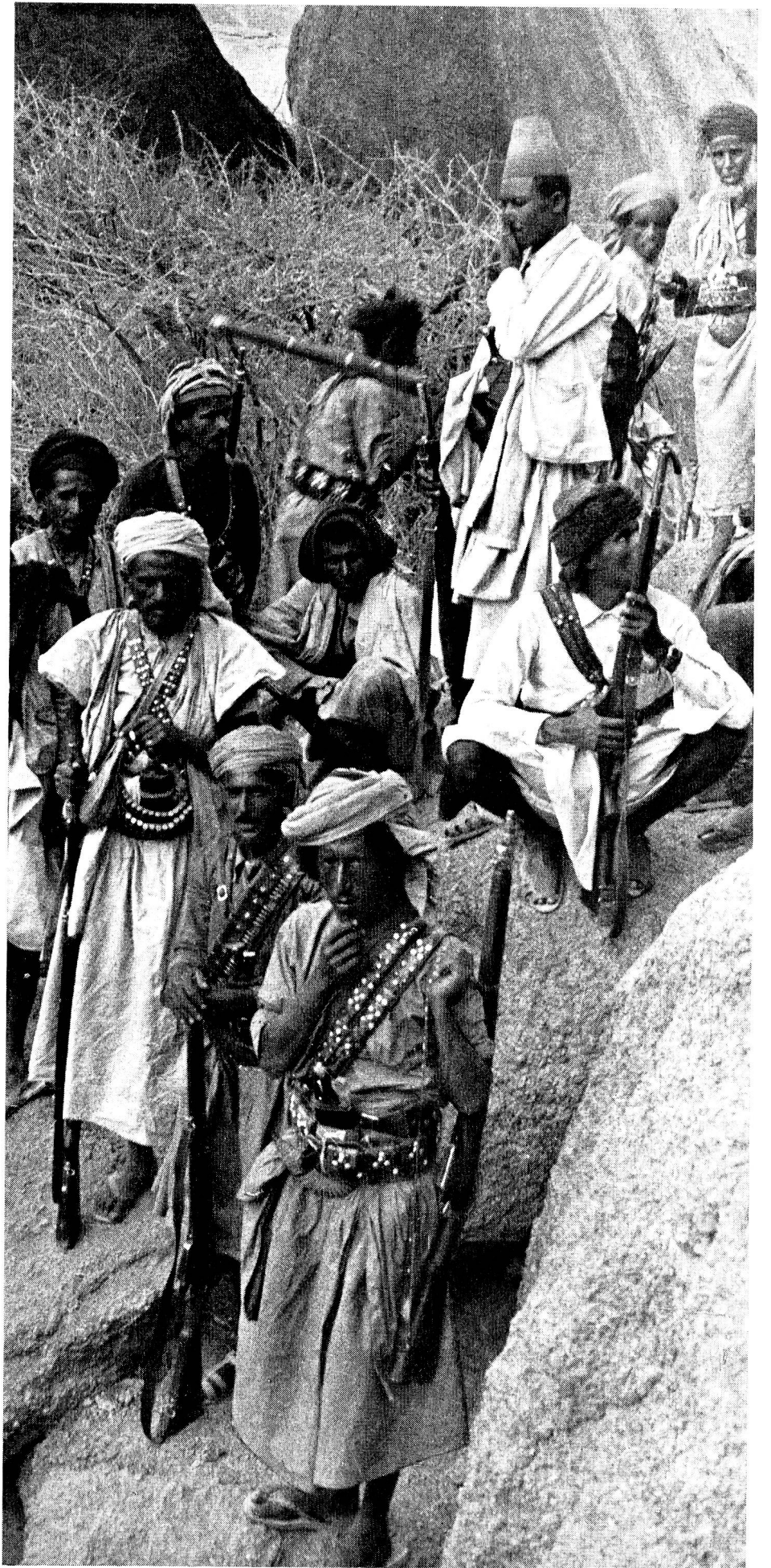
Burnus auf dem Kopf, die Futa, der halb-lange, olivgrüne Rock um die Hüften geschlungen und die gewandten, nackten Füsse runden das Bild des yemenitischen Kämpfers. Ein zweiter kam heran, nahm unser Begehren zur Kenntnis. Die Barriere öffnete sich. Wir fuhren in die äussere Sicherheitszone ein. Zwei weitere Kontrollen waren zu passieren. Dann bog der Weg in ein enges Felsental, schlängelte sich durch finstere Schluchten und mündete schliesslich in eine sonnenüberflutete Arena voller Krieger. Wie zu einem Grosseauftritt eines mittelalterlichen Schauspiels waren die Yemeniten in bunter Tracht versammelt. Einzelne Gruppen sassen im Kreise und liessen ihren König hochleben. Andere marschierten mit geschultertem Gewehr in Viererkolonnen durch das Lager und schmetterten ihre Kriegslieder, dass es von den Felsen widerhallte. Es waren hoch angestimmte, eintönige Gesänge voller Inbrunst und Wildheit, die am Schluss meist in ein drohendes oder siegesgewisses Geheul von eindrucksvoller Lautstärke übergingen. Bezwingender noch waren die Trommler mit ihren Wirbeln und Schlagfolgen. Vor dem packenden Rhythmus gab es kein Entrinnen. Er geisterte den Rücken hinauf und vibrierte bis in die Fingerspitzen.

Die Nacht brach herein. Überall flammten Lagerfeuer auf. Zicklein und Schafe wurden gebraten, Reis gekocht. Ein Adjutant des Prinzen tauchte auf und bat uns, ihm zu folgen. Auf verschlungenen Pfaden führte er uns zu einem Felsloch, aus dem diffuses Licht drang. Wir standen am Eingang zur höchsten Kommandostelle im östlichen Yemen. Auf allen vieren kletterten wir durch die langgezogene Pforte nach oben und sahen uns plötzlich in einer hell erleuchteten Höhle dem Prinzen gegenüber, der zur Begrüssung aufgestanden war und uns die Hand entgegenstreckte. Mit einer freundlichen Gebärde hiess er uns auf den Teppichen in der Mitte des Gewölbes Platz nehmen. Verbindlich lächelnd wandte er sein braungerötetes Gesicht mit dem lockeren Bart mir zu und sagte auf englisch: «Ich danke Ihnen, dass Sie meiner Einladung so rasch Folge leisten konnten.» Nach Austausch einiger Höflichkeiten kam er zur Sache: «Wir sind ausserordentlich froh über Ihre wertvolle Arbeit im Spital, die so vielen von unseren Verletzten zugute kommt. Aber haben Sie nicht auch ägyptische Gefangene in Pflege?»

«Gewiss, den Ihnen bekannten Ibrahim».

«Den sollten Sie nicht mehr länger zurückhalten», bemerkte der des Befehlens Gewohnte immer noch freundlich, aber doch mit einer Bestimmtheit, die wohl sonst keine Widerrede duldet. «Er gehört wieder ins Gefangenenlager.»

«Nein!» entgegnete ich ebenso bestimmt. «Er gehört ins Spital. Da er noch nicht ausgeheilt ist und sich demnächst einer Operation unterziehen muss. Überdies können wir von



niemandem Befehle entgegennehmen, es sei denn vom Internationalen Komitee vom Roten Kreuz in Genf, dem wir unterstehen und verantwortlich sind. Wenn der Ägypter gesund sein wird, kommt er, wie vereinbart, ins Gefangenenlager zurück.»

Mohammed Al Hussein nahm es zur Kenntnis und liess sich nichts anmerken. Er beugte sich etwas vor, spielte mit seinen schlanken Fingern und sprach ruhig und besonnen wie vorher: «Schade, dass Ihr Feldspital so weit hinten liegt, jetzt, wo eine Grosseffensive bei Sada bevorsteht! Die Verwundeten werden den Transport kaum überstehen, wenn sie uns nicht Frontequipen schicken. Aber da ist noch eine andere Sache. Unsere Stämme Arhab, Nehem und Chaulan, die nordöstlich von Sanaa erbitterten Widerstand leisten und die Ägypter ständig durch Ausfälle in Atem halten, stehen ohne jede Sanitätshilfe da. Im Norden ihres Gebiets, das durch das feindlich besetzte Wadi Dschauf von unserer Ostarmee getrennt ist, sollten Sie ein zweites Spital errichten. Dort herrscht dringendes Bedürfnis!»

Er schaute mich prüfend an und erriet meine geographische Unsicherheit. «Kommen Sie!» forderte er mich auf und griff nach dem Schreibblock mit dem etwas pompösen, farbigen Briefkopf der Hamid ul Din, der königlichen Familie. Den Kugelschreiber nahm er aus dem Gürtel hinter der Dschambija, die mit ihrem hübschen, goldbeschlagenen Horngriff aus der abgewinkelten, reich silberverzierten Scheide herausragte.

Nun zeichnete der Prinz flink die militärgeographische Lage des Yemen aufs Papier: die drei Schwerpunkte der Malaki: im Westgebirge unter dem Kommando des Imams, im Osten die Dschauf-Armee unter des Prinzen Führung, im Zentrum eine starke Geländefestung unter dem Befehl der drei Stammesfürsten. Südlich die Republik, die sich gegen Norden auf der Hochebene bis Sada, fast an die saudiarabische Grenze erstreckt. Über das Wadi Dschauf nach Osten dehnt sich das ägyptisch kontrollierte Gebiet bis Harib aus und umfasst auf diese Weise die Zentralstellung. Das Dschaufal wird aber nur mittels Posten und Stützpunkten gehalten und kann deshalb nachts ohne grössere Gefahr durchschritten werden. So sind die Stämme der Mitte, die sich übrigens aus ihrem eigenen Raum versorgen können, nicht ganz abgeschnitten. Waffen und Munition erbeuten sie sich vom Feinde. Das gewünschte Feldspital wird mit einem leuchtenden roten Kreuz in den Plan eingezeichnet.

Jetzt weiss ich, was zu tun ist. Zunächst hat sich die Erkenntnis bestätigt, dass im Krieg überall und an allem stets Mangel herrscht. Leider werden wir nicht in der Lage sein, denselben auf sanitätsdienstlichem Gebiet zu beheben. Das muss auch Mohammed al Hussein wissen: «Ihre Zeichnung beweist nur allzu deutlich, dass in Arhab ein Spital

notwendig ist. Unglücklicherweise aber haben wir keines. Wir werden versuchen müssen, mit einer kleineren Einrichtung zu dienen. Doch auch diese ist für den Augenblick nicht realisierbar. Ich muss Sie bitten, sich ein wenig zu gedulden.»

«Ich bin Ihnen dankbar, wenn Sie Ihr Möglichstes tun», erwiderte er mir abschliessend und schenkte seine Aufmerksamkeit den zahlreichen Befehlsempfängern und Bittstellern, die sich inzwischen eingefunden hatten.

Ein seltsames, emsiges Treiben begann auf dem höchsten Kommandoposten der Ostarmee. Der Kommandant entschied über alle Belange: über Planungen, Kampfaufträge, Verbindungen, Nachschub, Ausbildung und Besoldung. Er tat es mit Gleichmut und Würde. Aber auch Urlaub einzelner, Umtausch des Gewehrs, Tarif und Trinkgeld eines Kameltreibers, Einsatz von Gästefahrzeugen, Kostenübernahme für Auslandbehandlung, zum Beispiel in Beirut, und was immer für Einzelfragen an ihn gelangten, fanden sein Interesse. Jedes Anliegen wurde schriftlich, meist auf einem länglichen Zettel, unterbreitet. Der Prinz schrieb seinen Entscheid sofort auf das vorgelegte Papier, gelegentlich nach einigen abklärenden Fragen, und entliess den Scheich oder Soldaten. Einige verfassten oder ergänzten ihre Anfrage kauernd in der Höhle, als Unterlage den übers Knie gespannten Rockzipfel oder die hohle Hand benützend. Bei fast lautlosem Kommen und Gehen, Unterhaltung im Flüsterton, spielte der Herrscher, wohlwollend und etwa auch streng und bestimmt, das göttliche Schicksal. Unangetastet blieb die Anerkennung des Schiedspruchs. So wurde das grosse Räderwerk einer nach Zehntausenden zählenden yemenitischen Armee von dieser kleinen Höhle aus in Gang gehalten.

In der Mitte erreichte die Felsgrotte eine Höhe von zwei Metern. Dem niedrigen Randbereich entlang waren Munition und Geldkisten aufgestapelt. Daneben solche mit Konservenbüchsen, besonders Ananas und Mango. Seitlich stand ein Bettgestell, die Schlafstätte des Prinzen, und angelehnt eine quergestellte Makkaronikiste mit einigen Büchern und Heften, wohl die ganze generalstäbliche Bibliothek und Verwaltungskontrolle. Über dem Büchergestell hing das yemenitische Banner, das jetzt den Königs treuen zugehört: auf rotem Grund das Schwert mit den fünf Sternen, die an die fünf Grundpflichten des Islams erinnern: Gebet, Fasten, Pilgerfahrt nach Mekka, Glaubensbekenntnis zum alleinigen Gott Allah und die Almosensteuer.

Prinz Mohammed al Hussein, vor dem Krieg Gesandter in Bonn, ist ein Vetter des Imams El Badr. Ein gebildeter Mann, der als energisch und fähig genug gilt, notfalls auch die Aufgabe des Imams zu übernehmen. Er hat sich schon frühzeitig an Selbständigkeit gewöhnt, da sein Vater Hussein

Ibn Yahya 1948 beim Aufstand gegen dessen Vater ermordet wurde. Mohammeds jüngster Bruder, Prinz Ali al Hussein, war kürzlich bei Maswar im westlichen Yemen gefallen.

Die Zeit rückte vor. Neue Befehlsübermittler waren eingetroffen. Abu Taleb und ich verabschiedeten uns von unserem Gastgeber und glitten das Felsrohr hinunter ins Freie, wo uns, noch geblendet vom Licht der Höhle, dunkle Nacht umgab. Bald aber fanden wir uns im blassen Sternenschein zu recht und bestiegen unseren Wagen. Zurück ging es an glimmenden Feuerchen, scharf geschnittenen Kriegerprofilen und gespenstisch zuckenden Schatten vorbei zu den Schlagbäumen. Sie schnellten hoch, und wir gelangten aus dem Raume des Hauptquartiers hinaus in den Raum Gottes, das sandige Meer, das noch den warmen Atem des Tages ausströmte.

Der Scheinwerfer sandte seine Lichtkegel weit voraus und suchte sich den Weg durch Wüste und Nacht. Wir hielten gefühlsmässig die Richtung und stellten immer wieder beruhigt Radspuren fest. Doch plötzlich waren sie verschwunden. Eine Zeitlang fuhren wir zu. Aber die Spuren blieben aus. Unsicherheit beschlich uns, tiefes Unbehagen. Noch grösser als sonst schien die Wüste zu sein. Und wir Menschen darin so klein, so bedeutungslos. Auf einmal stand die Welt still. Nur Orion am Himmel, der mächtige Jäger des Südens, zog unbeirrt seine Bahn. Er konnte uns vielleicht helfen. Sein Licht schimmerte kühl und unvertraut diese Nacht, die uns kein Mond erhellte. Wir wussten: sein Schwert zeigt nach Süden. Schreckliches Erkennen; nach Süden wies auch das Lichtsäulenpaar unseres Wagens. Was war geschehen? Im Kreise gedreht! Langsam und vorsichtig fuhren wir mit Orion zur Seite in Richtung Nordwest. Immerzu. Leisen Zweifel im Herzen. Noch waren keine Autospuren aufgetaucht. Wir kletterten eine Anhöhe empor, Felsen wurden vom Lichtschein gestreift. Da plötzlich, wie aus schwarzer Nacht und Kümmernis befreit, riefen wir zusammen aus: «Das Licht!» Das Blinklicht unseres Spitals. Wie ein Retter winkte es uns aus weiter Ferne heran. Manchem Verzagten, Verletzten, Verirrten hat es den Weg zu Wärme und Geborgenheit gewiesen. Frohgemut steuerten wir es an, und eine halbe Stunde später rollten wir in den heimatlichen Hafen.